

Zeitschrift: Jahrbuch der Schweizerischen Philosophischen Gesellschaft =
Annuaire de la Société Suisse de Philosophie
Herausgeber: Schweizerische Philosophische Gesellschaft
Band: 4 (1944)

Buchbesprechung: Besprechungen = Comptes rendus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Besprechungen — Comptes rendus.

Fritz Medicus: *Vom Wahren, Schönen und Guten*. Erlenbach-Zürich, Eugen Rentsch, 1943.

Fritz Medicus: *Von der doppelten Basis der menschlichen Dinge*. Nr. 37 der Kultur- und Staatswissenschaftlichen Schriften der Eidgenössischen Technischen Hochschule. Zürich, Polygraphischer Verlag 1943.

Wer die Ursachen der gegenwärtigen Geistes- und Lebenskrise Europas auf den Blättern der Philosophiegeschichte nachzuschlagen versucht, wird wohl am nachdenklichsten bei jenem Einschnitt im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhundert verweilen, wo die Säkularisation des modernen Geisteslebens ihren Anfang genommen hat. Darunter ist nicht etwa nur die Befreiung der Wissenschaften von der Bevormundung durch die Kirche verstanden, sondern die Auflösung der noch von Renaissancedenkern und Barockmystikern wie Paracelsus, Giordano Bruno, Jakob Böhme in unmittelbarem, schauendem Bewußtsein erfaßten Universaleinheit von Göttlichem und Menschlichem, Natur und Geist oder, um das tiefsinnige Bild jener Zeit zu verwenden, von Mikrokosmos und Makrokosmos.

Wenn auch historisch betrachtet diese Säkularisation unter gewissen Notwendigkeiten vor sich ging, so stellt sich dennoch ihre absolute und letzte Konsequenz, nämlich die das Leben und Denken breiter Massen beherrschende materialistische Weltanschauung des 19. und 20. Jahrhunderts, im Blick auf ihre konkreten Wirkungen zum mindesten als höchst problematisch dar; denn die Tatsache ist nicht zu verkennen, daß die rein auf dem Sinnlich-Materiellen fußende Philosophie von Ludwig Feuerbach und Karl Marx sowie auch die des französischen Positivismus — wir führen diese Namen nur als bezeichnende Beispiele an — mit der jüngsten Geschichte aufs engste verbunden ist. Nietzsche machte noch einen letzten großen Versuch, seine Zeit vor dem konsequenten Materialismus, der in den Nihilismus münden mußte, zu retten; doch erkannte er nicht, daß seine Welt des «Willens zur Macht», die Welt des «Ewig-sich-selber-Schaffens» und «Ewig-sich-selber-Zerstörens», nur eine sublimere Form des Materialismus bedeutet, da das Geistige sich hier ja nur als etwas Sekundäres, Abhängiges zu entwickeln vermag.

Einen beachtenswerten Beitrag zu den eben berührten Problemen gibt Fritz Medicus in seinen sechs kulturphilosophischen Abhandlungen: *Vom Wahren, Guten und Schönen*, die in der Zeit von 1918 bis 1939 entstanden sind. Zu einem aktuellen Thema äußert sich der Autor ferner in dem separat erschienenen Aufsatz: *Von der doppelten Basis der menschlichen Dinge*.

Medicus geht vom Idealismus aus, der in der Geschichte mit Plato beginnt und durch Kant, Fichte, Schelling und Hegel seine höchste gedankliche Prä-

gung erfuhr. Er orientiert sich daher immer wieder am geistesgeschichtlichen Erbe der Vergangenheit, das er mit exakter Kenntnis souverän beherrscht, indem er früher Erkanntes bald kritisch diskutiert, bald interpretierend unterstreicht; dies vermittelt seiner Darstellung anziehende Lebendigkeit. Das beständige Zurückgreifen auf die Geistesgeschichte bedeutet aber mehr als bloße Illustrierung: es entspricht der Einsicht des Verfassers, daß vor den Aufgaben der Gegenwart das Erlernte und Ererbte immer wieder problematisch wird und daß sich das Wesen der Vergangenheit stets so erschließt, wie es für die Gegenwart Bedeutung hat.

Bei Plato sind die Ideen des Wahren, Guten und Schönen zeitlos und haben daher keine Beziehung zum geschichtlichen Leben. Darum besteht für Plato zwischen der Welt des Sinnlichen und der Ideen, d. h. zwischen Natur und Geist, eine unüberbrückbare Kluft. Auch bei Descartes ist ja der Dualismus zwischen Natur und Vernunft, Körper und Seele noch in seiner vollen Tragweite aufrechterhalten, wobei der Vernunft der Primat zugesprochen wird. Ein künftiges Kulturbewußtsein muß sich aber nach Medicus' Ueberzeugung aus dem *Einheitsgrund von Natur und Geist* herausbilden.

Die Frage der Einheit von Natur und Geist, Körper und Seele, Form und Gehalt, oder wie man es immer bezeichnen will, hat das Geistesleben der letzten Jahre, nachdem das Versagen der materialistischen Weltanschauung zutage getreten war, wieder in starkem Maße beschäftigt. Auf dem Gebiete der bildenden Kunst möchte der Surrealismus die dualistische Scheidung von Mensch und Welt überwinden. Aber gerade die Versuche des Surrealismus stellen die Tatsache, daß sich das heutige Kulturbewußtsein hier durchaus noch in dunklen Fragen bewegt, am deutlichsten zur Schau; denn die Surrealisten kommen nicht von der Zufälligkeit der gegenständlichen Welt los, zugleich aber empfinden sie diese Zufälligkeit als Mangel, so daß sie also ganz und gar im Problematischen steckenbleiben. Dieses Befangensein im Zufälligen bedeutet eine letzte Konsequenz der Säkularisation durch das materialistische Denken, die schließlich dahin geführt hat, daß man sich nicht mehr am Ewigen orientierte. Die frühern Zeiten, so zum Beispiel die Denker und Künstler der Renaissance, haben, wie Medicus darlegt, die gegenständliche Welt gar nicht so als zufällig empfunden, weil sie sie im «Willen Gottes gegründet» sahen. Ein künftiges aus der Einheit des Seins erwachsendes Kulturbewußtsein muß daher eine neue, von religiösen Inhalten erfüllte Beziehung zum Ewigen, den Ideen des Wahren, Guten und Schönen, finden. «Wesenhaft gegründetes Daseinsrecht erhalten die Dinge der Welt nur durch Religion.» Damit ist die Distanzierung vom Materialismus deutlich markiert.

Die Tatsache, daß das Problem des Zufälligen das gegenwärtige Geistes- und Kulturleben besonders beschäftigt, zeigt an, daß neben die in Kants Epoche aktuelle Frage des Verhältnisses von Subjekt und Objekt immer mehr auch die Frage des Zeitbegriffs in den Vordergrund gerückt ist und daß die wechselseitige Beziehung dieser beiden Fragen heute schärfer als je empfunden wird. Kant zertrümmerte den Zeitbegriff der Aufklärung, indem er die Zeit als apriorische «Form unserer innern Anschauung» erkannte. Er sah in ihr die Funktion, durch die die Gegenwartswelt der Erfahrung

konstituiert wird, indem er ihr neben der transzendentalen Idealität empirische Realität zusprach. Schelling fand, Kant weiterführend, tiefe Worte über das unmittelbare Erlebnis der Zeit, das durch die Beziehung des Zeitlichen auf das Ewige zustande kommt: «Die wahre Ewigkeit ist die, welche die Zeit sich unterworfen hält, nicht die, welche alle Zeit ausschließt.» Von hier aus konnte Hegel zu dem Begriff der Geschichte gelangen, die sich als Verwirklichung des ewigen absoluten Geistes darstellt. In neuerer Zeit berührt sich Bergson darin eng mit Schelling, daß er von der Zeit (*durée réelle*) als einer Daseinsweise des Menschen spricht, in der das Vergangene, Gegenwärtige und Zukünftige erlebt wird. Diese Erlebniszeit steht für Bergson über der Meßzeit (*temps longueur*).

Medicus schreitet in diesen Spuren fort, wenn er am *Erlebnis der Zeit* festhält. Das Neue seiner Formulierung dürfte dabei in der feinen Differenzierung von «zeitlos» und «überzeitlich» bestehen. «Zeitlos ist, was kein Verhältnis zur Zeit hat (wie das Einmaleins); überzeitlich, was zu jeder besonderen Zeit auch sein besonderes Verhältnis beansprucht (wie die Kunst oder das Recht oder die Moral).»

Plato hat den Ideen zeitloses Leben zugesprochen; auch für Kant steht das auf die Idee des Guten ausgerichtete sittliche Handeln unter keinen Zeitbedingungen. Wenn aber die Ideen des Wahren, Guten und Schönen als überzeitlich erkannt werden, so wird zugleich gesehen, daß sie als Ewiges in das unter der Zeit stehende menschliche Bewußtsein hineinragen und daß wir darum nur aus unserer Zeit heraus an ihrer Realisierung teilhaben können. Neben das Denken muß daher hier auch die vom Zeitlichen ins Ueberzeitliche dringende Schau treten, zu der beispielsweise Nikolaus Cusanus fähig war, wenn er in Gott als der «*coincidentia oppositorum*» die schließliche Vereinigung und Aufhebung der Gegensätze im Unendlichen verwirklicht sah.

Es ist nun aber bedeutsam, daß Medicus im Grunde dem *Ethischen* den Primat zuspricht. Der Mensch hat letzten Endes nur durch sittliches Handeln an der überzeitlichen Einheit des Seins teil; denn er ist in der Zeit vor Entscheidungen gestellt, die er auf Grund seines sittlich-verantwortlichen Bewußtseins, d. h. seines Gewissens fällen muß. «Nur wo sich ein Leben in Entscheidungen aufbaut, wird Vergangenheit abgelöst und ‚wahre Gegenwart‘ gewonnen.» Darin manifestiert sich die sittliche Freiheit, die den Einzelnen, weil sie verantwortliche Gegenwärtigkeit zeugt, zugleich von sich selber weg in die Gemeinschaft weist.

Der tiefere Sinn der überzeitlichen Ideen besteht also darin, daß sie immer wieder neu bestimmt, d. h. in und aus der Zeit heraus neu erkannt, verwirklicht und gestaltet werden müssen. Die Einheit des Seins im überzeitlichen Dreiklang des Wahren, Guten und Schönen wirkt nicht automatisch durch sich selbst, sondern tritt als permanente Aufgabe an den Einzelnen und die Gemeinschaft heran. «Durch verantwortliches Handeln wird die Zeit nicht mit Wesenlosem, mit ‚Zufälligem‘ bloß ausgefüllt, sondern mit sittlich Notwendigem wesentlich erfüllt. Hingebung an die in ihrer Tiefe verstandene Pflicht, an die ‚Forderung des Tages‘, macht dem Menschen seine Zeit gehaltvoll.» Und von da aus erschließt sich ein Letztes, in-

dem sich nunmehr im zeit- und alltagsbedingten menschlichen Bewußtsein das Leben in seiner ganzen Fülle und Tiefe unmittelbar ausspricht. «Die Freiheit eines Menschen ist sein Anteil an der Tiefe der Wirklichkeit.»

Gegenüber den weitgehend von mathematisch-naturwissenschaftlichem Denken bestimmten Wissenschaftsmethoden, die das lebendige Dasein zu einer zeitlosen Reihe gegenständlicher oder vergegenständlichter Fakten erniedrigten, spricht Medicus nun für eine Neuorientierung des Erkenntnisstrebens: Das von der Zeit aus auf das Ueberzeitliche ausgerichtete Denken umfaßt das gesamte Leben und schöpft daher seine Wahrheit auch aus dem Erleben. Damit rehabilitiert Medicus das Wort «erleben», das da und dort durch eine subjektivistische Psychologie in Verruf geraten war, und führt auf seinen wesenhaften Sinn zurück. Wieder ist es das Erbe des deutschen Idealismus, das hier ans Tageslicht gehoben wird; Schelling sprach ja bereits dasselbe aus, wenn er sagt: «Die Natur weiß nicht durch Wissenschaft, sondern durch ihr Wesen, oder auf magische Weise. Die Zeit wird kommen, da die Wissenschaften mehr und mehr aufhören werden und die unmittelbare Erkenntnis eintreten. Alle Wissenschaften, also solche, sind nur erfunden aus Mangel der letzteren.»

Diese veränderten Aspekte auf einzelne Wissensgebiete anwendend, sagt Medicus über die Naturforschung, daß für sie das Leben nicht zu toter Gegenständlichkeit erstarren dürfe, sondern zur lebendigen Idee werden müsse, einer «philosophischen Ueberzeugung», für die die Trennung zwischen Ich und Ding nicht besteht. Es ist dies «eine Philosophie, die hinter die Trennung von Subjekt und Objekt zurückführt und dabei immer noch im Wirklichen bleibt, eine Philosophie, die die Natur nicht nur als Gegenstand kennt, sondern die von einem ursprünglichen Erleben der Natur weiß: die Natur ist ja nicht nur außer uns, sondern wir selbst gehören ihr, leben in ihr, erleben sie in uns.»

Von solchem Standpunkt aus muß freilich auch der Begriff der wissenschaftlichen Objektivität eine Korrektur erfahren. Medicus erläutert dies in anschaulicher Weise in bezug auf ein Gebiet, wo gern und viel von Objektivität gesprochen wird, wo aber ihre Fragwürdigkeit oft auch am auffallendsten in Erscheinung tritt, nämlich in der geschichtlichen Erkenntnis. Der Verfasser scheut sich nicht zu sagen, daß schlechthinnige geschichtliche Objektivität, wie sie meist verstanden wird, im Grunde unmöglich ist, wenn der Historiker weiter als nur zu einer katalogisierenden Registrierung von Fakten gelangen will. Denn «das Leben eines jeden einzelnen Menschen gliedert sich in besonderer Weise ein in das geschichtlich bestimmte Leben der Menschheit. Wo immer die Erkenntnis das umschließende Leben selbst in irgendeiner seiner Gestalten zum Inhalt hat, da ist sie Modifikation des Selbstbewußtseins dieses Lebens: in der geschichtlichen Erkenntnis... erlebt sich das Ich in der Wirklichkeit, nicht in Entgegensetzung gegen sie». Darum wird jede Zeit an der Vergangenheit so Anteil nehmen und sie so erklären, wie sie für die Gegenwart Bedeutung hat. Der Einzelne darf jedoch die Geschichte nicht in subjektivistischer Willkür zurechtbiegen und Diener von Machtinteressen sein, sondern er ist dem Leben seiner Zeit, d. h. in diesem Falle den Menschen in der Konkretheit ihres Tuns und Leidens und

damit der Gemeinschaft verantwortlich. Die Gemeinschaft ist das Subjekt des geschichtlichen Lebens und darum das ewige Thema der Historie. Aber auch hier muß die Einheit des Vielen vom Ueberzeitlichen her gewonnen werden, das letzten Endes an das geschichtliche Dasein eine einzige Aufgabe stellt: die «einer Gestaltung der Menschlichkeit des Lebens»; denn «Menschlichkeit ist die unendliche Aufgabe der Menschheit». Die Idee der Menschlichkeit bedeutet daher «das transzendente Prinzip aller geschichtlichen Erkenntnis». Durch diese Beziehung auf das Ueberzeitliche gewinnt der Historiker zugleich die Ueberlegenheit über das geschichtlich Bestimmende und Bedingende. Diese Ueberlegenheit ist gleichbedeutend mit Freiheit, die der Verantwortlichkeit des Denkens entspringt. Damit wird der Begriff der geschichtlichen Objektivität neu bestimmt.

Dieses umfassende, aus den tiefen Gründen des Erlebens auf die Höhe klarer Erkenntnis emporstrebende Wahrheitsbewußtsein ist es, aus dem der Verfasser letzten Endes die Entstehung eines künftigen Kulturbewußtseins möglich sieht. «Kultur ist ein sich selbständig gestaltendes Gemeinschaftsleben, und ein Kulturmensch ist derjenige, der etwas von diesem Leben als sein eigenes Leben in sich hegt. Nicht vom Gegenständlichen, sondern vom Unmittelbaren ist die Rede, wenn von Kultur geredet wird; Kultur wird nicht gezimmert, sondern sie wächst — sie wächst in denen, die ihre freien Träger sind. Ihr Wachstum macht sich dadurch kund, daß bestimmte, in steter Umformung begriffene Aufgaben anerkannt und bearbeitet werden.»

Der Aufsatz «Von der doppelten Basis der menschlichen Dinge» fußt auf den gleichen Grunderkenntnissen, wie sie eben umrissen wurden. Es soll deshalb im folgenden nur kurz das Besondere herausgestellt werden. Der Titel läßt nicht ohne weiteres vermuten, daß der größte Teil der Ausführungen des Verfassers einem der konkretesten Probleme der Gegenwart gewidmet ist, nämlich der Wirtschaft.

Medicus geht hier von Hegels Unterscheidungen zwischen subjektivem und objektivem Geist aus, in dem sich der absolute Geist oder, mit Schelling zu sprechen, die absolute Identität verwirklicht. Die Basis des subjektiven Geistes ist die Natur; denn das geistige Leben des Einzelnen entfaltet sich auf dem Grunde des physischen, wie z. B. des menschlichen Körpers. Die Basis des objektiven Geistes, der aus dem subjektiven hervorgeht, ist das Wirtschaftliche; denn «nur wo die erforderlichen ökonomischen Mittel zur Verfügung stehen, kommen die Werke, die von Künstlern und Gelehrten geschaffen werden könnten, ins Dasein und bedeuten sie etwas für das allgemeine Kulturleben».

Liegt darin aber nicht eine leise Konzession an das materialistische Denken? Medicus widerlegt diesen Einwand allein schon durch das Wort Basis. Basis bezeichnet kein existentielles Verhältnis, sie ist kein Seinsgrund, aus dem die Gestaltungen des Geistes als «Ueberbau» entstehen könnten, wie Marx es haben will; sondern Basis ist nur der konkrete, neutrale Boden, über dem der Geist nach eigenen Gesetzen sein Gebäude errichtet. Auf solche Weise verstanden, ist Basis weder als Natur noch als Wirtschaft sittlich bestimmt; sie ist also nicht gut und nicht böse und hat darum nichts mit der Aufgabe verantwortlicher Entscheidung zu tun. Diese kommt allein

dem Menschen zu. Die Wirtschaft als Basis ist zwar notwendig, sie ist ein «Bedürfnis der Lebensnot»; aber der Mensch ist bei der Befriedigung dieses Bedürfnisses «den Normen des Geistes verantwortlich». Auch im Wirtschaftlichen ist Menschlichkeit unendliche Aufgabe. Die Wirtschaft soll nicht herrschen, wie es dieser Tage der Fall ist, sondern mit ihren Zielen «höhern Zielen dienen» — dadurch wird sie menschlich.

Im Unterschied zur Natur kommt die Wirtschaft immer nur durch einzelne Willensakte zustande. Darum ist der Einzelne der Gemeinschaft gegenüber für die Wirtschaft verantwortlich. Nun besteht aber die Tatsache, daß, obwohl die einzelnen Willensakte innerhalb des wirtschaftlichen Geschehens aufbauend gemeint sind, aus ihrem Zusammenwirken häufig nur Zerstörung hervorgeht, «weil ihr Aufbauwille partikulär und auf Kosten anderer wirken möchte». Und so geschieht es, daß die Wirtschaft letzten Endes oft als überindividuelles Schicksal in Erscheinung tritt: «Was im großen geschieht, ist etwas, das niemand so gewollt hat. Und wofür wir dennoch eine sehr allgemeine Verantwortlichkeit anzuerkennen haben. Schicksalshaft übermächtig, unberechenbar, wenn auch oft seine Schatten vorauswerfend, kommt, was kommen muß.» Mit diesen Worten ist die Tragik des modernen Wirtschaftslebens in ihrer ganzen Abgründigkeit aufgezeigt.

Paul Baumgartner.

Ch.-Eug. Guye : *L'évolution physico-chimique*. (L'évolution physico-chimique — Les frontières de la biologie — Appendice.)

Préface de P. Lecomte du Noüy. 2^e édition. Paris, Hermann, 1942, XII, 308 p.¹

Malgré les apparences, ce n'est point une simple réédition de l'un ou de l'autre de ses écrits que Ch.-Eug. Guye a offert au public, quelques mois avant sa mort. Il a tenu à réunir en un volume ceux de ses articles qui ont une portée philosophique, nous donnant ainsi une œuvre qui, par l'intégrité, l'ouverture et la profondeur de pensée dont elle témoigne, est digne de

¹ Comme l'indique son sous-titre, ce volume se compose de trois parties ; les deux premières constituent une édition, revue et complétée, de deux ouvrages : *L'évolution physico-chimique* (Bibliothèque de synthèse historique dirigée par L. Rougier. Paris, Chiron, 1922) et *Les frontières de la physique et de la biologie* (Genève, Kündig, 1926), dans lesquels Guye avait réuni une série d'articles : *Réflexions sur la classification et l'unification des sciences* (Archives de psychologie, 1919, t. 27, n^o 67), *L'évolution des phénomènes physico-chimiques et le calcul des probabilités* (Journal de chimie physique, 1917, t. 15, p. 215-272) et *Le principe de Carnot et l'évolution physico-chimique des organismes vivants* (Archives des sciences physiques et naturelles, 1920 [5], vol. 2) dans le premier ; *Les frontières de la physique et de la biologie*, I. *Equilibre vital et thermo-dynamique* (Revue générale des sciences, 1934, t. XLV, p. 432-436), II. *Dissymétrie micellaire (statistique) et dissymétrie moléculaire* (*Id.*, p. 469-472), *Les frontières de la physique et de la biologie*, 1^{er} mémoire (Archives des Sciences physiques et naturelles, 1935 [3], vol. 17, p. 5-33), 2^e mémoire (*Id.*, p. 226-241), 3^e mémoire (*Id.*, 1936 [5],

capter l'attention des philosophes et des savants et d'inspirer leurs plus hautes réflexions.

Deux considérations peuvent guider le lecteur dans l'appréciation de l'originalité de cette œuvre philosophique. Elle est due à un physicien — à un physicien qui n'a cessé d'instaurer de remarquables expériences. Elle s'inspire de l'évolution qu'a subie la physique depuis 1890 et à laquelle Guye a contribué efficacement tout en s'efforçant d'en saisir le sens et d'en pénétrer la signification.

Le vaste épanouissement de la philosophie scientifique auquel on assiste depuis la fin du siècle dernier ne doit pas faire oublier que, de tout temps, les grands savants ont été conduits par leurs recherches à pénétrer dans le domaine de la philosophie. Bien peu, il est vrai, se sont préoccupés de dégager leurs conceptions philosophiques de l'ensemble de leur pensée et de les rendre accessibles au grand public. Lazare Carnot, Laplace, John Herschel, Ampère, J.-B. Dumas, Whewell, Cournot, Avenarius, et d'autres parmi lesquels on devrait peut-être citer Descartes, Pascal, Leibniz et Comte, n'ont cependant pas dédaigné de le faire, témoignant ainsi d'une réelle intention philosophique. Par le souci qu'il manifeste constamment de relier « les problèmes particuliers à l'évolution de l'univers pour jeter éventuellement les bases d'une science qui mériterait plutôt de porter le vénérable et beau nom de Philosophie Naturelle² », Ch.-Eug. Guye s'apparente à ces savants. A ce titre, son œuvre nous paraît être l'un des premiers témoins, en Suisse romande, de l'effort des savants pour situer leur science dans le cadre de la conscience humaine et recréer la véritable unité de l'homme.

Comme Guye le remarque, il a assisté « pour ainsi dire complètement au prodigieux développement qui aboutit à la nouvelle physique » (p. 277). En effet, il est né le 15 octobre 1866 à St-Christophe près d'Yverdon³. Sa famille, d'origine neuchâteloise, ne tarda pas à aller s'établir à Genève où Guye obtint en 1889 son doctorat ès sciences physiques et où il occupa de 1900 à 1930 la chaire de physique à l'Université. « J'ai donc eu, ajoute-t-il, un pied dans l'ancienne et un pied dans la nouvelle physique, ayant été bien souvent le témoin des discussions, hésitations et controverses, parfois pas-

vol. 18, p. 5-20), 4^e mémoire (*Id.*, p. 154-171) pour le second. L'appendice enfin reproduit deux articles : *Quelques réflexions sur la « philosophie scientifique »* (*Id.*, 1937 [5], vol. 19, p. 5-21) et *Un aperçu sur l'évolution de la pensée des physiciens* (*Id.*, 1940 [5], vol. 22, p. 63-70 et 73-88).

Le lecteur trouvera à la suite de l'article que M. Jean Weigle a consacré à son maître : *Souvenir de Charles-Eugène Guye* (*Id.*, 1943 [5], vol. 25, p. 57-66) une liste complète de travaux du grand physicien.

² P. Lecomte du Noüy : *Préface* à l'Evolution physico-chimique, 2^e éd., p. VIII-IX.

³ Sur la vie de Guye, se reporter à l'article de H. Sani : *Ch.-Eug. Guye*, C. R. des séances de la Soc. de physique et histoire naturelle de Genève. 1943, vol. 60, p. 18-28.

sionnées qui ont marqué cette prodigieuse évolution » (p. 277). On ne s'étonnera donc pas de voir la pensée philosophique de Guye évoluer parallèlement à la physique ; on s'en réjouira plutôt, comme d'une preuve d'objectivité, d'ouverture et de cohérence d'autant plus que ni la continuité, ni l'unité de la pensée du physicien genevois n'en sont rompues.

En 1916, alors qu'il a déjà derrière lui une œuvre de physicien fort abondante et qu'il vient de déterminer avec précision, dans des expériences qui constituèrent l'une des plus remarquables vérifications expérimentales de la théorie d'Einstein, la variation de la masse de l'électron en fonction de la vitesse, Guye écrit son premier article philosophique. Le second qui est consacré à la classification et à l'unification des sciences et qui se trouve aujourd'hui en tête de l'ouvrage du grand savant, paraît en 1919.

Réfléchissant à la critique que les nouvelles théories faisaient des notions de temps et d'espace, Guye tente dans cet article « de faire ressortir, quelles seraient, particulièrement au point de vue de la classification et de l'unification des sciences, les modifications qu'entraînerait cette corrélation entre la mesure du temps et celle de l'espace, qui est le fondement même du principe de relativité » (p. 10). A cet effet, il imagine une classification des sciences qui repose sur le degré de complexité et le nombre des notions primordiales qui sont à la base de chacune de celles-ci et en font des domaines séparés. Alors que l'arithmétique se contente de la notion de nombre, et la géométrie de celles de nombre et d'espace, la cinématique a besoin en outre de celle de temps pour se fonder. La physique à laquelle Guye joint la mécanique, l'astronomie et la chimie fait intervenir la notion de matière ; la biologie fait en outre appel à la notion de vie et la psychologie enfin, à celle de pensée. Cette classification que Guye qualifie de métaphysique, « afin, dit-il, de faire ressortir le caractère profondément énigmatique des notions fondamentales sur lesquelles elle repose » (p. 13), présente le principe de relativité comme un premier pas dans cette marche vers la Science qui doit établir des relations basées sur l'expérience entre les diverses notions primordiales. Si l'introduction du nouveau principe constitue un important élément d'unification, elle a d'autre part pour effet de bouleverser les notions de temps et d'espace. Sans se laisser arrêter par les répugnances et les oppositions que devait susciter la modification de notions aussi primitivement évidentes que celles d'espace et de temps, Ch.-Eug. Guye poursuit sa quête métaphysique : « En résumé, ont voit, dit-il, que les notions fondamentales qui ont servi à séparer les unes des autres nos diverses sciences reposent sur des conventions dont le choix paraît lié aux conditions spéciales du monde dans lequel nous nous trouvons. Mais ces conventions, il peut y avoir intérêt à les modifier, et il semble même qu'il en soit ainsi pour les notions d'espace, de temps et de matière, par l'introduction du principe de relativité » (p. 18-19).

L'article dont je viens d'essayer de rendre compte me paraît éclairer l'ensemble de la démarche philosophique du physicien genevois. Conscient de notre impuissance à atteindre *La Science* et de la nécessité où nous sommes de subdiviser « l'ensemble de nos connaissances en un certain nombre de

catégories arbitrairement établies » (p. 12) ⁴, instruit par la révolution einsteinienne de la possibilité de mettre à jour le lien qui unit deux de ces catégories et poussé par la conviction philosophique « qu'il ne peut y avoir qu'une science : *La Science* », Guye se proposera de faire apparaître une « corrélation » entre les phénomènes physico-chimiques et les phénomènes biologiques. A cet effet, il reprendra l'hypothèse d'Helmholtz qui fait du second principe de la thermodynamique « la ligne de démarcation du phénomène physico-chimique et du phénomène vital » et cherchera à préciser les conditions sous lesquelles elle répondrait aux exigences combinées des théories physico-chimiques et biologiques modernes.

Ce programme imposait à l'éminent savant une étude attentive de l'interprétation qu'il fallait donner des résultats statistiques dus à l'introduction du calcul des probabilités dans la physique.

La mise à jour de la structure discontinue de la matière a ramené les physiciens et les chimistes à abandonner le modèle mécanique et astronomique dont ils usaient pour expliquer les phénomènes physico-chimiques. C'est ainsi que la Physique de « Fille de l'Astronomie » qu'elle était devint une « Physique des Principes », dans laquelle on renonçait à pénétrer le mécanisme intime des phénomènes et on prenait pour guide des principes généraux tels que ceux de la conservation de la matière, d'action et de réaction, d'équivalence du travail et de la chaleur.

Le développement parallèle des théories cinétiques, résultant de la structure discontinue attribuée à la matière, exigeait de nouvelles méthodes de calcul. La complexité des phénomènes à étudier et la nature discrète des nombreux éléments qui y intervenaient, désignaient le calcul des probabilités.

Suivons Ch.-Eug. Guye dans l'analyse qu'il donne des fondements de ce nouveau moyen d'investigation. Après avoir souligné les difficultés qu'entraîne le fait que tous les cas possibles doivent être également probables, il montre comment la loi des grands nombres trouve une limite dans le phénomène des fluctuations. En effet, plus le nombre d'éléments qui interviennent dans un phénomène est restreint, plus l'amplitude des fluctuations, c'est-à-dire, des oscillations autour de la position la plus probable, tend à masquer la tendance générale, la loi statistique. Cette constatation n'a guère qu'une importance théorique pour les phénomènes physico-chimiques ; les lois qui les régissent apparaissent comme des lois statistiques que seul « le miracle d'une fluctuation de grande amplitude, pourrait un jour, théoriquement du moins, mettre en défaut » (p. 87).

« Il en résulte que le savant, dans l'exercice de la recherche scientifique, restera un déterministe convaincu, soit qu'il conçoive la loi physico-chimique comme un arrêt absolument irrévocable, soit qu'il adopte la conception nouvelle » qui en fait une loi statistique (p. 87). Il n'en est pas de même au point de vue philosophique. Cependant, au stade de l'évolution de la physique auquel nous faisons allusion ici, « l'hypothèse des lois physico-chimi-

⁴ Guye ajoute : « ...c'est parce que nous ne possédons pas *La Science* que nous avons *les sciences*. »

ques n'exclut pas celle d'un déterminisme rigoureux ; mais ce déterminisme absolu, s'il existe, est relégué dans le monde encore presque inconnu expérimentalement, des actions individuelles entre atomes, molécules ou électrons » (p. 92). Le développement de la physique moderne ne tardera pas d'ailleurs à faire justice de cette réserve et Guye pourra écrire dans un de ses derniers articles : « Chaque fois que l'on cherche à atteindre le déterminisme absolu il semble qu'il échappe, et jusqu'ici on n'est pas encore parvenu à l'introduire dans ce sous-sol invisible où nous localisons les phénomènes intra-atomiques » (p. 297—298).

Et maintenant, revenons au second principe de la thermo-dynamique et à l'idée d'en faire la ligne de démarcation des phénomènes physico-chimiques et des phénomènes vitaux. Si on l'interprète au point de vue de la thermo-dynamique classique, il peut être considéré : « comme une sorte de principe d'évolution dans le domaine des phénomènes physico-chimiques ; en ce sens que l'évolution d'un système isolé se traduit toujours par un accroissement de son entropie » (p. 29). Cette augmentation de l'entropie est toujours corrélatrice des phénomènes irréversibles qui se passent à l'intérieur du système. Sous l'action de ceux-ci, le système finira par atteindre un état d'équilibre auquel correspond un maximum de l'entropie. Dans cette perspective, « il n'y a, d'après Ch.-Eug. Guye, aucune raison scientifique d'admettre que ce principe ne soit pas applicable à l'évolution physico-chimique des organismes vivants » (p. 108).

Il n'en est plus de même lorsqu'on fait de ce principe un principe statistique. Boltzmann a en effet montré que l'augmentation de l'entropie d'un système isolé correspond au passage d'un état moins probable à un état plus probable ; les phénomènes physico-chimiques qui se passent à l'intérieur d'un système isolé ont pour effet de faire évoluer le système vers des états de plus en plus probables, de sorte que le système atteint un état d'équilibre lorsque la probabilité de cet état est un maximum. Les fluctuations apportent certaines restrictions à cette façon de voir. Cette réserve est sans importance pratique dans le cas des phénomènes physico-chimiques. Par contre, le nombre des éléments intervenant dans une statistique biologique étant incomparablement plus restreint, le second principe pourra être mis en défaut, une fluctuation de grande amplitude pouvant ramener le système à un état antérieur, voire à son état initial. En définitive, l'idée de faire du second principe la ligne de démarcation entre les phénomènes physico-chimiques et les phénomènes vitaux repose sur la possibilité des fluctuations dans les organismes vivants, c'est-à-dire sur le degré de ténuité que le biologiste attribuera à la structure des tissus et de la matière vivante.

De cette réflexion sur les notions qui servent de fondement aux diverses sciences, de cette recherche de corrélation entre les phénomènes biologiques et leur substratum physico-chimique, de cette préoccupation continue de rendre compte de l'évolution de la physique, se dégagent aussi bien une attitude générale à l'égard des problèmes humains, qu'un ensemble de vues propres à orienter les savants dans leur effort pour se saisir pleinement de leur science. Cette attitude est faite de modestie et de générosité, d'un respect des valeurs humaines et morales inspiré par l'assouplissement de la doctrine

déterministe, d'un optimisme raisonné qui contraste singulièrement avec le pessimisme tapageur de M. Jean Rostand. Cet ensemble de vues s'apparente à la « philosophie de seconde zone » dont le grand mathématicien français, Henri Lebesgue, disait que « c'est peut-être la seule voie d'accès à la philosophie véritable ⁵ ».

HENRI-S. GAGNEBIN.

« *Etre et penser.* » Cahiers de Philosophie, sous la direction de Pierre Thévenaz. Editions de la Baconnière, Neuchâtel.

Es ist gewiß ein Wagnis, im fünften Kriegsjahr mit einer Schriftenreihe vor die Öffentlichkeit zu treten, deren Anliegen einzig die Erörterung philosophischer Fragen ist. Und doch hat dieses Wagnis Mutige gefunden, die es angegriffen haben: unter der Leitung von Pierre Thévenaz erscheint seit 1943 in den « Editions de la Baconnière » mit dem bedeutenden Titel « *Etre et Penser* » eine Reihe philosophischer Schriften. Die Tatsache, daß nun schon neun wertvolle und beachtliche Beiträge vorliegen, scheint für ein glückliches Fortschreiten des Unternehmens zu sprechen.

Die Reihe der schweizerischen Publikationen auf dem Gebiet der Philosophie — es sei nur an die « *Revue de Théologie et de Philosophie* », an die junge « *Revue Suisse de Psychologie* » und das vorliegende Jahrbuch erinnert — ist um ein bedeutendes Glied erweitert worden. Und doch ist mehr geschehen als nur das: sie hat zugleich auch ein anderes Gesicht erhalten. « *Etre et Penser* » hält die Mitte zwischen der umfassenden wissenschaftlichen Abhandlung und dem Beitrag, der vornehmlich Teilprobleme behandelt. Beide Formen der Untersuchung richten sich in erster Linie an den Gelehrten. Der vorliegenden Reihe dagegen eignet mehr die Form des Traktats: von verschiedenen Gesichtspunkten und durch immer neu anhebendes Fragen versucht sie, ihren Gegenstand ins Licht zu rücken und zu erhellen. Durch die Projektion auf verschiedene Ebenen wird trotz dem Verzicht auf die logisch geschlossene Deduktion eine Totalität erreicht, die vor allem den Gebildeten anspricht, der noch an die Wirklichkeit und Wesentlichkeit philosophischen Denkens glaubt.

Die Methode der Untersuchung bestimmt auch den Stil der Darstellung: sie verzichtet auf jede bloß vorgebliche Wissenschaftlichkeit der -ismen, ohne andererseits einer verflachenden und unehrlichen Verwässerung zu verfallen. Einfach und klar nennt sie die Dinge beim Namen, in diesem Punkt dem Geist der französischen Sprache als ihrem natürlichen Medium verpflichtet.

Dieser Versuch ist größtenteils gelungen. So zeichnet sich etwa Ch. Odiers Beitrag, der durch seinen psychologischen Gegenstand besonders der Sprachverwirrung ausgesetzt ist, durch hohe methodische und sprachliche Sauberkeit aus. Andere Hefte, unter ihnen kaum weniger wertvolle, werden jedoch wegen der Schwierigkeit und Abstraktheit der behandelten Gegenstände nur dem Eingeweihten verständlich sein.

⁵ *La controverse sur la théorie des ensembles et la question des fondements*, dans *Les Entretiens de Zurich sur les fondements et la méthode des sciences mathématiques*, publiés par F. Gonseth. Zurich, Leemann, 1941, p. 109.

Eine solche Bescheidung schließt auch jede vorsätzliche Parteinahme aus. Wo vor allem die Gegenstände wesentlich sind, verbietet sich jede doktrinaire oder nationale Ausschließlichkeit. «Etre et Penser» will nicht das Sprachrohr einer Schule sein. Vielmehr liegt ihr Ziel gerade darin — und in diesem Punkt erweist sie sich als in einem hohen Sinne schweizerisch —, zwischen den verschiedensten Geistern zu vermitteln, die Gegensätze zu versöhnen in fruchtbarer Auseinandersetzung.

Wenn nun trotzdem die Reihe nicht in das zufällige Nebeneinander verschiedener Meinungen auseinanderfällt, sondern ein lebendiges Ganzes bleibt, so darum, weil eine Unruhe alle Beiträge anregt. Thévenaz legt sie im Vorwort dar. Philosophieren ist ihm im Akt des Denkens und des Seins gegeben. Ihre höchste Erfüllung liegt darin, diese beiden Enden der philosophischen Kette zu vereinigen. Ihr Gelingen wäre erreicht, «wenn das Sein für das Denken durchsichtig würde und das Denken die bewußte Erfüllung des Seins wäre». Descartes und Bergson erscheinen als die vornehmlichsten Vertreter zweier Richtungen, die es zu vereinigen gilt. Descartes' «cogito, ergo sum» wird, ergänzt durch das «sum, ergo cogito» der Existentialphilosophie, zum Leitspruch des Unternehmens. In diesem Sinne bemüht sich «Etre et Penser» um die Vereinigung von Immanenz und Transzendenz, von Leben und Geist.

Es wäre reizvoll, den Variationen dieses Hauptthemas in den verschiedenen Beiträgen nachzugehen. Dieses Aufspüren soll auf beschränktem Raume hier noch kurz versucht werden.

Das erste Heft, eine Sammelnummer, unternimmt es, das geistige Gelände abzustecken. H. Paissac zeigt, in welcher Richtung die angestrebte Verbindung zu suchen sei. Er sieht sie in dem durch die Diskrepanz von Essenz und Existenz geforderten Rückgreifen auf die Metaphysik, die nun wieder zum zentralen Anliegen der Philosophie wird. Thévenaz bestimmt sodann Sinn und Bedeutung metaphysischer Erkenntnis. Im Selbstbewußtsein als dem Zusammenfall von Subjektivem und Objektivem sieht er eine ursprüngliche Gegebenheit, zu der die metaphysische Fragestellung zurückzukehren hat. Durch diese «Umkehr» auf das Innere nähert sie sich der Moral, die Thévenaz als die «création de soi par soi» definiert. In der «Umkehr» liegt somit die Vereinigung von Wissen und Wollen beschlossen; sie ist die Anerkennung der Tatsache, daß der Mensch in seiner notwendigen Fragwürdigkeit das Absolute anstrebt. Ein solches Anstreben, eine Intention, ist auch nach Th. Chevalier der Sinn des Dogmas, des Ortes also, wo das Absolute in den fragwürdigen menschlichen Bereich eingreift und nach Begreifen verlangt. W. Keller erörtert sodann kurz die verschiedenen Bilder, unter denen der Mensch sich im Laufe der Geschichte zu begreifen versucht hat.

In der zweiten Schrift analysiert Maurice Müller sehr eingehend die Wandlung des Begriffs der Reflexion von Descartes bis Proust. Die Umkehr, von der Thévenaz spricht, führt zu einem intellektuellen und einem existentiellen Nachdenken. Diesen beiden Formen entspricht eine unterschiedliche Auffassung vom Wesen, das einmal mehr als Relation, ein andermal mehr als psychische Tatsächlichkeit erscheint. Ihnen gesellt sich die Kontrolle durch die Erfahrung zu, ohne die echtes Nachdenken nicht mehr sein kann.

J. Segond untersucht im nächsten Beitrag Formen und Wesen des Gebetes als zentraler Ausdruck des Geistes, sich das Absolute zu vergegenwärtigen und sich mit ihm zu vereinigen.

Ein psychologisches Thema greift Ch. Odier in der umfänglicheren Studie über «*Les deux sources de la vie morale*» auf. Er zeigt, wie die Verdrängungen seelischer Inhalte ins Unbewußte neben dem bewußten Gewissen gleichsam eine zweite Instanz schaffen, das unbewußte Gewissen, dessen Reaktionen aber nicht mehr moralischen Charakter haben, da ihnen die Freiheit und die reinigende Wirkung abgehen.

Jean Wahl faßt unter dem Titel «*Existence humaine et transcendance*» die fundamentalen Thesen noch einmal zusammen. Er geht von der Existenz der Dichterphilosophen wie Kierkegaard, Nietzsche und Rimbaud aus. In ihrer existentiellen Gespaltenheit sieht er den Ausdruck der Spannung zwischen transzendenter Immanenz in der Perzeption und immanenter Transzendenz in der Ekstase. Diese Dialektik zu überwinden, jenseits oder diesseits von Realismus und Idealismus eine Mystik der Dinge zu gründen, darauf zielt sein Versuch. Sein Werk gipfelt in der Frage, ob nicht die Existenz der Dichterphilosophen existentieller ist als die der Existentialphilosophen, und untersucht daraufhin die Beziehungen zwischen Metaphysik und Poesie. In der Poesie sieht er die geforderte Vereinigung von Subjektivem und Objektivem verwirklicht; so wird also jede Poesie metaphysisch und die Metaphysik vielleicht im letzten Grunde Poesie sein.

Gerade diese letzte Schrift zeigt, wie wertvolle Ausblicke von dieser Warte aus gewonnen werden können. Nicht nur der Philosoph, jeder, der erkannt hat, daß die Verbindung von Geist und Leben ein fundamentales und drängendes Anliegen unserer Zeit ist, wird in diesen Heften wertvolle Aufschlüsse finden.

Fritz Schaufelberger.